

Europa kennt keine Nationen mehr, Europa kennt nur noch Menschen. Es ist aber längst nicht mehr der Nabel der Welt. Klimawandel, der Aufstieg neuer Mächte, Massenmigration, No-go-Areas in unseren Städten ... Zuletzt stand Europas Schicksal 1683 auf Messers Schneide, als die Türken Wien belagerten. Auf uns, auf unsere Kinder und Enkel kommen Bedrohungen zu, die wir nicht mehr gewohnt sind: »Wir werden noch Anlaß haben zu beten«, meint unser Autor.

VON THOMAS FASBENDER

Im Rheinland wurden die Kohlköpfe nur halb so groß wie in normalen Jahren; auf der Donau liefen die Binnenschiffer auf Grund; bei Potsdam brannten Hunderte von Hektar Wald. Jahrhundertsommer in Reihe, 2003 der erste, 2016 war nah dran, 2018 der zweite. Die Monate April und Mai waren die wärmsten seit Beginn der Aufzeichnungen. Die Rekorde purzeln, aus ihnen wachsen jetzt die Alpträume: Tornados am Niederrhein, Wolkenbrüche mit Hunderten von Regenlitern pro Quadratmeter, Skorpione nördlich der Alpen. In Berlin wird es so warm wie in Nizza – und in Hamburg wie in Bordeaux. Sang man 2003 dem alternden Rudi Carrell sein »Wann wird's mal wieder richtig Sommer?« noch lachend ins Gesicht, bleibt uns der Text heute im Halse stecken. Unter vier Augen gestehen die ersten,

wie unheimlich ihnen wird. Was haben wir da losgetreten: »Naß und nässer / wirts im Saal und auf den Stufen. / Welch entsetzliches Gewässer! / Herr und Meister! hör mich rufen!«, heißt es im »Zauberlehrling«.

Hier geht es nicht um den Klimawandel, sondern um die Rückkehr der Geschichte. Was den Klimawandel betrifft, stellt sich nur eine Frage: Ist es dümmen, ihn zu leugnen, oder ist es dümmen zu glauben, daß man ihn aufhalten kann? Die Dürren und Ernteausfälle, die Unwetter und die Hungersnöte mit Millionen Toten gehören zu den Rahmenbedingungen unserer Zukunft ebenso wie die Milliarde Afrikaner, die bis 2050 zusätzlich geboren wird – und nicht Herz und Moral diktieren uns diese Bedingungen, sondern die Wirklichkeit, grausam und groß. Es macht auch keinen Unterschied, ob wir

Maueröffnung 1989 in Berlin



Foto: Alamy Stock Photo

morgen Vormittag alle Kohlekraftwerke abstellen oder nicht. Mit dieser Erkenntnis kehrt die Geschichte zurück; sie reißt uns aus unserem naiven Traum.

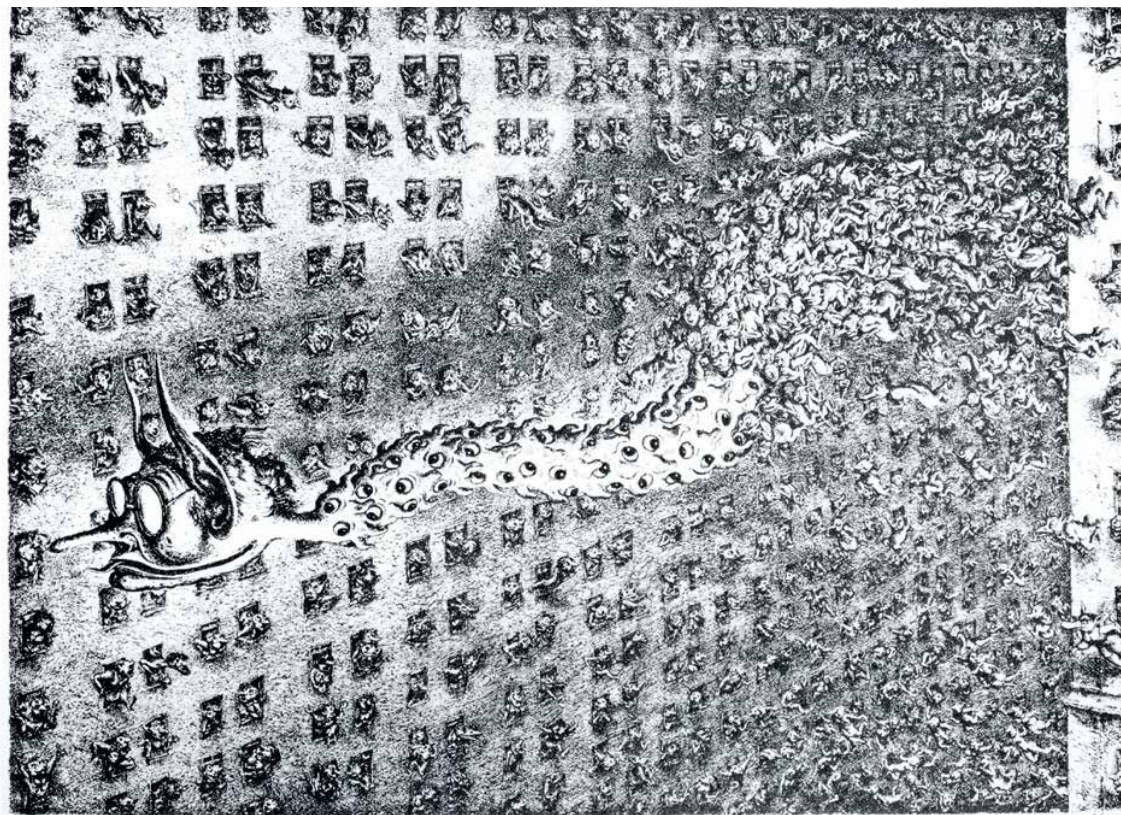
Das Ganze ist natürlich jammerschade. Keine dreißig Jahre ist es her, da standen alle Zeichen auf Fortschritt, auf Emanzipation und Überwindung, Erfüllung, Vollendung. Die Widersprüche, die eine Generation später aufbrechen sollten, waren noch nicht einmal Krakelüren im Firnis ihrer Zeit. Man schrieb das Jahr 1989. Das Ende der Geschichte. Nein, es gehört nicht dem amerikanischen Politologen Francis Fukuyama, der damals einen gleichnamigen Artikel, später einen Bestseller schrieb. Es gehört uns Deutschen. Wir kennen die Hausnummer, wir kennen die Minute. Berlin, Mohrenstraße 36–37, 18.57 Uhr. Und den Zauberspruch, die neun Worte: »Das tritt nach meiner Kenntnis... ist das sofort, unverzüglich.«

Die Nation schien »überwunden«, die Epoche der »Weltinnenpolitik« begann.

»Deutscher Ewigkeitstag« hat der Journalist Norbert Walletz am 9. November genannt. Wer ihn erlebt hat, ob hüben, drüben oder beidseits der Mauer, spürt noch den Nachhall der neun Worte. Da waren weder Sieg noch Niederlage, beides kam erst später, da war allein das abrupte Ende einer unerträglich gewordenen Spannung, eine euphorische Harmonie, die das Land durchströmte. Alles wird gut. Rasch nahm die Euphorie millenarische, heilsgeschichtliche Züge an. Deutschland war verzaubert. Widersprüche, Feindschaften, Blockaden, Haß und Gegensätze, schon zu Mythen versteinert, verschwanden wie Wolken, die ein hoher Wind vertreibt. Dem Kalten Krieg, der den Menschen noch frostig in den Knochen saß, folgte ein Aufbruch zu neuen Ufern. Das Vakuum, das Innehalten, der eine tiefe Atemzug nach dem Schock des Mauerfalls, gebar eine Epoche der Überwindungen.

Das Wort wurde zum Leitmotiv des Jahrzehnts. Überwunden schien die deutsche Teilung, überwunden die Spaltung Europas. Überwunden schien der Nationalstaat, der für viele seither »der Vergangenheit angehört«. Überwunden schienen geopolitische Alleingänge und das Denken in Einflußsphären. Überwunden schien auch der Fluch, der auf Deutschland lastet: die Stammlinie aggressiver Außenpolitik von Friedrich II. über Bismarck zu Hitler, von den Nationalsozialisten als Legitimation ins Feld geführt, von den Alliierten nach 1945 zur Anklage gebracht. Und mit der einen Stammlinie gleich auch die andere, ungleich teuflischere, die den angeblich eingeborenen deutschen Judenhaß von Luther bis Hitler belegt.

Die Zeit der europäischen Werte brach an. Die hatte es auch früher schon gegeben, gerade so altbewährte wie Gott, Familie und Vaterland, doch nach 1945 hatten die Politiker sich nie wirklich dicke damit getan. Das wurde jetzt anders, allerdings erst



A. Paul Weber (1893–1980):
»Das Gerücht« (1943/53);
Lithographie, 41 × 57 cm

nach einer kleinen Rochade. Gott, Familie und Vaterland verschwanden in der Asservatenkammer – in Deutschland jedenfalls. Wer von europäischen Werten spricht, meint heute Demokratie, Rechtsstaat, Menschenrechte und Minderheitenschutz.

Das postnationale Zeitalter reckte seine Blütenblätter, die Epoche der Weltinnenpolitik begann. Im globalen Dorf ging die Sonne nicht mehr unter. Die Zukunft gehörte den supranationalen Strukturen, dem Multilateralismus, dem Universalismus, dem autonomen Einzelnen und seinen Persönlichkeits- und Bürgerrechten, seiner Teilhabe. Europa gehörte sie sowieso. In jedem Fall gehörte sie einer Welt, in der es nur noch Win-win-Situationen und keine Nullsummenspiele mehr gab. Die Floskeln der Business-Coaches hielten Einzug in die Politik, das ganze Leben wurde eine Late-Night-Show. Überhaupt die Sprache. Niemals seit der römischen Antike hat die Redekunst das Ansehen der Politiker in einem solchen Ausmaß bestimmt wie im frühen 21. Jahrhundert. Ganze Friedensnobelpreise werden auf bloße Bekundungen hin vergeben. Schließlich übertrifft das Renom-

mee der edlen Gesinnung (seit dem Ende der Geschichte wohl-gemerkt) dasjenige ihrer trockenen Schwester Verantwortung, der alten Brillenschlange, um Längen. Verantwortung kann man an irgendwelche Manager delegieren; der lupenreinen Gesinnung allein gebührt die Ehr'. Das ist kein Wunder angesichts der im Publikum verbreiteten Verachtung für Politik, die sich von Realitäten kompromittieren läßt. So erklärt sich der Siegeszug des politisch korrekten Sprechens. Staatsmänner und -frauen, die uns rhetorisch meisterhaft mit ihren edlen Absichten erbauen, sind die Rockstars des politischen Feuilletons.

Zur Jahrtausendwende konstatierte der Historiker Heinrich August Winkler, auch Deutschland sei »im Westen angekommen«. Es war eine Vollzugsmeldung vor der Geschichte. Gleichzeitig birgt der Satz eine weitere Bedeutung: Wenn Deutschland »ankommen« mußte, war es zuvor woanders. Die Binsenweisheit lautet, daß Deutschland seit jeher nicht zu West-, sondern zu Mitteleuropa gehört. »Westen« ist für Winkler natürlich ein politischer Begriff. Gerade das macht die Zuordnung fragwürdig; geo-

graphische Verortungen sind so viel hartnäckiger als politische. Und wenn die Geschichte nun doch zurückkehrt?

Vor zwanzig Jahren störte die Frage keinen großen Geist. Der Zeitgeist war obenauf und ließ sich Tribut zollen. Die Revolutionäre der Vergangenheit hatten Emanzipation noch kollektiv gedacht, hatten Stände, Klassen und Proletarier von ihren Ketten zu befreien gesucht. Die Emanzipation 2.0, die Ende des Jahrhunderts aus den Kellerlöchern der Autonomen ans Licht der urbanen Milieus emporgestiegen war, sollte nun auch den Einzelnen befreien. Höchst unsanft wurde der Mensch – Frau, Mann, dick, dünn, weiß, gelb, schwarz, türkisch, deutsch – sämtlicher Gruppenattribute entkleidet. Dekonstruktion nennt man den Reißwolf unter Philosophen, bei Marx hieß er Abstraktion, so oder so entkommt ihm kein Niemand und kein Nichts. Übrig bleibt das reine Individuum als höchste Idee der Schöpfung, unveräußerlich begabt mit dem Recht auf autonome Selbstverwirklichung. Ihm verschwistert ist das Recht, keinem Vergleich zu unterliegen – jeder Vergleich diskriminiert. Einmalig sei der

Foto: ag.images/VG Bild-Kunst, Bonn, 2018



»Die Befreiung Wiens«:
Entsatz unter dem polnischen
König Johann III. Sobieski
während der Schlacht am Kahlenberg am 12. September 1683;
Ausschnitt aus einem Bildte-
pich der lothringischen Manu-
faktur Malgrange, 1724/25, nach
Entwürfen von Charles Herbel
(1650–1702); Wolle und Seide,
430 × 805 cm. Wien, Kunst-
historisches Museum

Mensch, und niemand illegal. Im überschießenden Pathos von Achtsamkeit und Empathie bleibt am Ende nur das reine Selbst in einer Welt sinnlos zusammengesetzter Körper – der Mensch ohne Eigenschaften im Finale der europäischen Kultur. Immerhin ist er aufgehoben im heilsgeschichtlichen Narrativ des Friedensprojekts EU. Das war die Lieblingsvokabel des SPD-Kanzlerkandidaten Martin Schulz in seinem gescheiterten Wahlkampf 2017. Wie rasch sich die Begriffe wandeln: Noch Mitte des 20. Jahrhunderts kannte jeder die Bedeutung des Wortes Friedensfürst: Jesus Christus. Dann kam Brüssel, säkularisierte die uralten Versprechen und annektierte das Paradies. Postmoderne Politik als Fortsetzung der Religion mit anderen Mitteln.

»Überall um uns herum entstehen die Umrisse der postwestlichen Welt.«

Bald tritt das neue Jahrhundert in sein drittes Jahrzehnt. Doch die Euphorie ist verfliegen; inmitten blendender Wirtschaftszahlen legt sich wie aus unsichtbarer Gaze ein Schleier der Unsicherheit über das Land. Es scheint, als gerate etwas aus den Fugen. Im Höchstgenuß der Emanzipation, der Erlösung vom kollektiven Joch, dringen tiefe Frequenzen heran und werden lauter, wie Geschützdonner hinter gestaffelten Hügelketten, wie der Tremor bevorstehender Beben. Die Stimmung erinnert an Zeichnungen von A. Paul Weber. Man möchte sie Angst nennen, aber das trifft es nicht. Eher das Gefühl, bei hellichem Tage und voller Tatendrang dem Nichts entgegenzugehen. Rasch werden die Bilder grell und leuchtend. Die Menschen blicken anders, reden anders. Sie haben

kein Bild von ihrer Zukunft mehr. Aus den Kaffeehäusern dringt heftiger Streit, und in den Städten dampft der Asphalt.

Die Versprechen der Globalisierung haben sich erfüllt, im Guten wie im Bösen; im 21. Jahrhundert ist die ganze Welt »modern«. Der in Asien lebende Amerikaner Patrick Smith beschreibt in seinem Buch *Somebody Else's Century*, wie sehr für die dortige junge Generation die eigene Kultur und die westliche Moderne ineinander verschmolzen sind, unteilbar zum ersten Mal seit zwei Jahrhunderten. Europa hat das Zukunftsmonopol verloren, die Hegemonie über den Fortschritt. Überall um uns herum entstehen die Umrisse der postwestlichen Welt.

Die Geburtswehen, die ihr Werden begleiten, wurden vorausgeahnt. Explizit als Antwort auf Fukuyamas Siegeshymne verkündete sein Kollege Samuel Huntington, ebenfalls um 1990, die Botschaft: kein Ende der Geschichte, dafür ihr Fortgang im Kampf der Kulturen. Huntington hatte die ganz großen Räume im Blick: das katholisch-protestantisch geprägte Westeuropa, den orthodoxen Osten, die islamische Welt, den »Westen« als schier neuzeitliche Größe, China und Indien als uralte Zivilisationen, die sich den Weg zurück zu sich selbst eben erst freischaufeln.

Beide Autoren bilden zwei Seiten derselben Medaille; beide verkünden sie das Ende des europäischen Schismas des 20. Jahrhunderts. Neue Antagonismen werden die Zukunft prägen, aber es werden keine Ideologien aus europäischem Gedankengut mehr sein. Was uns bevorsteht, so prophezeit es Huntington, sind Kulturkämpfe von globaler Dimension. Außerdem klimatische Veränderungen, so prophezeien es andere, gegen die alle Erfahrungen mit dem Auf und Ab der Temperaturen in zehntau-

send Jahren Zivilisationsgeschichte erblassen werden. Und nie dagewesene Wellen von Migration. So wie es aussieht, kommt alles in Potenz auf uns zu. Auf uns, auf unsere Kinder und Enkel.

Ob auch eine Zeit kommen wird, in der die Europäer wieder um ihre Kultur und Zivilisation fürchten müssen? Jahrhundertelang waren sie die »Masters of the Universe«; ihr Zenit waren die Jahre um 1900. Niemals zuvor hat eine einzige Zivilisation eine derartige Fülle an Macht in ihren Händen vereint. Der gesamte Planet – mit trivialen Ausnahmen – wurde von Europäern und ihren Kolonisten beherrscht. Ein Drittel der Weltbevölkerung war angelsächsisch geprägt oder Teil des Britischen Imperiums. London war das neue Rom, die größte Stadt der Welt. Die kolonisierten Völker waren nur Staffage, ihre kleinen Geschichten waren Kulisse für die eine große Geschichte, die Europa mit Blut und Blei und Eisen quer über alle fünf Kontinente schrieb.

Die letzte große Konfrontation mit einer nichteuropäischen Macht, bei der das Schicksal des christlichen Abendlands auf Messers Schneide stand, war im September 1683 mit dem Rückzug der Türken vor Wien glücklich ausgegangen. Die Angst der 70 000 Bewohner in den Wochen zuvor können wir uns gar nicht mehr ausmalen. Viele unserer jungen Leute würden jetzt sagen: Hätten die Türken halt gewonnen. Die Aufklärung war sowieso nicht zu bremsen. Der Siegeszug der Vernunft ist vorherbestimmt. Was soll man da antworten? Man wird die Stirn in Falten legen, die eigene Kultur dem Herrgott anempfehlen und entgegen: Respekt, die jungen Damen und Herren, ein frischer Mut steht seinem Träger gut. Und man wird sich fragen, wie wir es vergessen konnten, daß es noch Feinde gibt.

»Das Europa, das die Welt am Zügel hielt, existiert nicht mehr.«

Europa gerettet hat 1683 übrigens ein katholischer Slawe, der polnische König Johann III. Sobieski. Schon standen die Türken vor dem Hauptwall und bereiteten ihre Minen zur Sprengung vor. Da erschien in letzter Minute Sobieskis Entsatzheer auf den Höhen des Wienerwalds. Noch im 21. Jahrhundert schließen geschichtsbewußte Wiener den Polenkönig in ihre Gebete ein.

Wir werden auch noch Anlaß haben zu beten. Wenn die No-go-Areas in unseren Großstädten sich zu selbstverwalteten, autonomen Gebieten entwickeln, zu kleinen Republiken mit eigenem Gewaltmonopol und biodeutschen oder biofranzösischen, bioitalienischen oder biospanischen Minderheiten, welche Hoffnung bleibt diesen Minderheiten dann? Auf wen soll sie sich richten? Auf einen Kontinent, der sich als Handlungsreisenden in Werten und Moral versteht, *en gros et au détail*? Das Europa, das die Welt am Zügel hielt, existiert nicht mehr.

Warum gibt es in Deutschland weder einen Fukuyama noch einen Huntington? Schon die Frage verrät ein abgrundtiefes Un-

verständnis. Fukuyama steht für die Mischung aus siegesicherem Sendungsbewußtsein und Exzeptionalismus, Huntington für das Bewußtsein der Bedrohung. Huntington verkörpert die Bereitschaft zum Kampf, Fukuyama den Willen zum Sieg.

Wie bitte? Bereitschaft zum Kampf, Wille zum Sieg? Diese Worte im Deutschland des 21. Jahrhunderts? Nein, die beiden Autoren sind nicht umsonst US-Amerikaner. Die Menschen an Bord der Segler, die England im 17. Jahrhundert Richtung Westen verließen, trugen ihre Vision im Herzen: »Wir sollen sein wie eine Stadt auf einem Hügel.« Die Shining City upon the Hill wird wiedergeboren in Donald Trumps »Make America Great Again«. Auch wenn die sittenstrengen Puritaner mit dem clownesken Großkotz im Weißen Haus nichts gemein zu haben scheinen, so bezeugt die Wirkkraft ihrer Losungen doch, wie wenig das Geschäftsmodell aus Habgier und Sendungsbewußtsein, das dem Erfolg der Vereinigten Staaten zugrunde liegt, an Attraktivität verloren hat.

Wir steuern einer Zeitenwende entgegen, und die Präsidentschaft Trump ist Teil des Prozesses. In seinem Buch *The Dawn of Eurasia* entwickelt der Portugiese Bruno Maçães einen faszinierenden Gedanken. Was, wenn die jungen USA die europäischen Werte seinerzeit nur adaptiert hätten, weil sie *à la mode* waren und Europa auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ansehens stand? War der *pivot to Europe*, der Schwenk hin zu Europa, den die USA um 1900 vollzogen, nur das Vehikel einer ambitionierten Emigrantenrepublik auf dem Weg zu globaler Dominanz? Vor die Wahl gestellt, gut oder mächtig zu sein, wird die Supermacht nicht zögern. Der Liberalismus war ja ganz hübsch, aber historisch vielleicht nur eine Eintagsfliege. Wer weiß? Maçães schließt keine Möglichkeit aus: »Dieses erstaunliche Kind der Aufklärung könnte die westlichen, liberalen Grundsätze ohne Zögern über Bord werfen, wenn es nur überzeugt ist, daß sie durch Zeit und Erfahrung hinfällig geworden sind. (...) Wenn der Westen jemals strauchelt, wird Amerika weniger westlich sein wollen. Indem der Angelpunkt der Welt sich vom Westen fortbewegt, wird auch Amerika dies tun.«

Der Liberalismus entstand vor einem Vierteljahrtausend, als der weiße Mann in Europa keinen erstzunehmenden Gegner mehr besaß. Nun, da die Geschichte zurückkehrt, kehren auch die Gegner zurück. Es ist dem »erstaunlichen Kind der Aufklärung« daher glatt zuzutrauen, auch den nächsten »Pivot« ohne Zögern zu vollziehen. Europa bleibt ihm als Brückenkopf erhalten. Und der Westen bleibt eine Himmelsrichtung. •



THOMAS FASBENDER, geb. 1957, in Hamburg aufgewachsen, ist u. a. promovierter Philosoph. Von 1992 bis 2015 lebte er in Moskau. 2014 erschien *Freiheit statt Demokratie. Rußlands Weg und die Illusionen des Westens*, Walthrop/Berlin (Manuscriptum). In *Cato* 6/2018 schrieb er »Neue Jäger braucht das Land«.